Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 21. Bromberg, den 11. März 1924.

Perkunos, hilf!

Legende von Hellmuth Kopp.

Die tapferen Streiter der christlichen Himmelskönigin Maria hatten eine vernichtende Niederlage erlitten. Die Umlegung des heiligen Haines von Romove durch die Kreuzritter war gerächt. Das Dreigestirn Perkunos, Potrimpos und Pikullos hatte einen Sieg davon getragen, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Heller Jubel herrschte in dem Heer der heidnischen Preußen und unter den Litauern und Kuren, die den ersteren zur rechten Zeit zur Hilfe herbeigeeilt waren. Laut rühmte man die Allgewalt der Götter, an deren Macht noch vor kurzem mancher in seinem Innern gezweifelt hatte. Den lautesten Dank aber zollte man Perkunos, dem obersten Gotte.

Die Freudenbotschaft von der gewonnenen Schlacht verbreitete sich mit Sturmesschnelle über alle Dörfer, Siedelungen und Hage. Man traf allerorten Vorbereitungen zu einer Feier von unerhörter Wildheit. Man wartete nur das Eintreffen eines gefangenen Weißmantels oder doch zum mindesten eines Waffenknechtes ab, und das Fest nahm bald darauf seinen Anfang: denn dem Perkunos galt das Bild eines Feindes als die süßeste Opfergabe. — — —

Nicht weit nördlich von der Mündung des Memelstromes in das kurische Haff lag im Orte Kinten der Burgsitz des preußischen Edlen Bragobold. Er war soeben in Begleitung seiner beiden Söhne Pereswenz und Rußgarn aus der Kreuzritterschlacht zurückgekehrt. Seine Mannen hatten einen schwer verwundeten Ordensherrn und vier reisige Knechte mitgeschleppt. Die Gefangenen wurden dem greisen Priester des Perkunos zur Aufbewahrung bis zu der für den Abend des folgenden Tages anberaumten Siegesfeier überantwortet.

Auf der zu der Halle emporführenden Stiege erwarteten Swantekin, die Frau, und Swantehelde, die Tochter, den sieglächelnden Bragobold und dessen Söhne. Die Begrüßung war überaus herzlich.

„Nun, Swantehelde?“ fragte Bragobold seine Tochter, „reut es dich nicht, jenen großen Entschluß feierlichst durch heilige Eide bekräftigt zu haben?“

Das schöne blonde Mädchen schaute eine Weile sinnend in die Ferne. Die ernsten grauen Augen dann wieder auf den Vater heftend, sagte es schlicht:

„Ich werde meine Pflicht tun.“ —

Vor wenigen Monden, als die Lande ringsum vor dem Schwerte des vordringenden deutschen Eroberers und Bekehrers zitterten, war Swantehelde in dem vor der Umwallung Kintens in einem Rüsternhaine gelegenen Tempel des Perkunos vor das Bild des Götzen getreten, hatte, die zarten weißen Hände in das Blut eines durch das Opfermesser gefällten einjährigen Kindes getaucht, ewige Keuschheit und Jungfräulichkeit gelobt und beschworen, eine Dienerin des Gottes zu werden und nur ihm ihr Herz zu eigen zu geben, wenn er seinem Volke den Sieg verleihen und den Feind aus dem Lande jagen wolle. Aus den Eingeweiden des Kindes hatte der Priester ersehen, daß Perkunos der Tochter des Edelings gnädig gesonnen und geneigt sei, sie als Priesterin in seinem heiligen Hain zu dulden. Bisher nämlich war es den Frauen und Mädchen nicht gestattet gewesen, sich dienend zu des Gottes Füßen aufzuhalten. — —

Am drauffolgenden Abend begann zur festgesetzten Stunde im Rüsternhaine die Siegesfeier. Um dem gesamten von nah und fern herbeigeströmten Volke den Anblick des Menschenopfers voll und ganz vor Augen führen zu können, sollte die gottesdienstliche Handlung im Freien stattfinden. Das roh aus Holz geschnitzte, überlebensgroße Bild Perkunos hatte man neben dem Tempel aufgestellt. Vor ihm waren in weitem Halbkreise fünf Holzstöße aufgeschichtet.

Der Ordensherr und seine vier unglücklichen Mitgefangenen wurden herangebracht; der erstere mußte seiner schweren Wunde wegen getragen werden. Man machte sich daran, die Opfer auf die Holzstöße zu binden.

Der Diener Perkunos' und seine Helferin standen neben dem mittelsten Holzstoß, auf dem der Ritter niedergelegt worden war. Der Priester sah finster und kalt auf ihn nieder.

Der Weißmantel merkte den Blick und sagte matt: „Du Tor, der du wähnst, unser Tod vermöchte den Einzug des Reiches Christi hintenanzuhalten! Dein Götze stirbt, noch eh' ein neu Geschlecht heranwächst!“

„Und eure Niederlage?“ forschte der Priester, „ist sie nicht ein Beweis für die Allmacht der Götter Preußens?“

„In unseren Reihen herrschte ob unserer Erfolge Übermut und Stolz. Da zog die Himmelskönigin ihre Hand von uns, um uns zu züchtigen. Demütig wünscht Maria ihre Knechte. Dann schenkt sie ihren Streitern vollen Sieg.“

Bragobold trat heran und sprach: „Das Volk wird ungeduldig. Macht endlich einen Anfang! Doch laßt mir keinen der Gebräuche aus!“

„Bist du hier der Gebieter?“ fragte der Kreuzkämpfer.

„Der bin ich!“ antwortete Bragobald.“ „Was willst du Christenhund?“

„Ich bitte dich, nur **mir** das Leben zu rauben, diese hier zu schonen.“ Dabei wies er mit einer Wendung des Kopfes auf seine Unglücksgefährten. „Als Streiter der Mutter Gottes verheiße ich dir ihre Fürsprache vor dem Stuhl des Höchsten am Tage des Gerichts. Das Mitleid ist der erste Schritt auf dem Wege zu Gott.“

„Obwohl dem Tode geweiht, versuchst du das Werk der Bekehrung?“

„Hier wurde die Lehre Christi noch nicht gepredigt. Gott will, daß allem Volke geholfen werde. Die Menschen, zu denen das Licht der Wahrheit zu ihren Lebzeiten nicht dringen konnte, werden nach ihrem Tode vor dem Tage des Gerichts die Lehre vom Reiche Gottes vernehmen, auf daß sie nicht verloren gehen, sondern in dem süßen Tal des Paradieses leben. Denjenigen aber, denen dort wie hier auf Erden schon das Heil verkündet wurde, und die den himmlischen Vater nicht bekennen wollen, sollen verdammt sein ewiglich.“

„Das Fieber läßt dich faseln,“ sprach Bragobold verächtlich, wandte sich und schritt zu dem erhöhten Platze, auf welchem für ihn, seine Familie und seine zur Feier herbeigeeilten Freunde Sitze bereitstanden.

„Auch diese Knechte müssen sterben“, führte Swantehelde die Unterhaltung fort. „Haben nicht auch sie mit Axthieben sich an dem heiligen Hain zu Romove vergangen, die Bilder des Perkunos, Potrimpos und Pikullos stürzen helfen und meine Stammesbrüder ermordet, wo sie nur konnten?“

Der Deutsche hatte bis jetzt mit vor Mattigkeit halbgeschlossenen Augen dagelegen und mit leiser, fast flüsternder Stimme gesprochen. Als er die Beschuldigung des Mordes aus diesem holden Kindermunde vernahm, hoben sich zum ersten Male die müden Wimpern voll und ganz, und Swantehelde schaute in zwei große blaue Augen von seltsam leuchtender Klarheit, Augen, tiefer und abgründiger als der Drusensee.

„Wer bist du, Mädchen?" fragte der Ordensherr. Seine Stimme klang fest und grollend.

„Man nennt mich Swantehelde und Priesterin des Perkunos," entgegnete sie trotzig.

Aus den Augen des Marienstreiters schienen Flammen zu lodern. Swantehelde vermochte nicht, die verzehrende Kraft dieses Feuers zu ertragen. Es überfiel sie ein plötzliches Zittern, und im Innersten betroffen wendete sie ihre Blicke von ihm ab.

Da er ihre Verwirrung merkte, dämpfte er die Glut seiner Sonnenaugen und sprach:

„Ich weiß nicht, wen ich mehr beklagen soll, dich, die Priesterin, oder diejenigen, die dich mit dem Gift des Christenhasses großzogen."

Der Ton seiner Stimme war lauterste Güte und mildherzigstes Verzeihen. Verwundert horchte die Preußin auf. Sie warf einen schnellen, scheuen Blick auf den angeblichen Feind ihres Volkes und beobachtete ein freundliches Lächeln um seine bleichen Lippen. Und sie bemerkte noch etwas anderes, etwas, was ihr bisher entgangen war: sie sah, daß der Rittersmann jung und schön war. Und eine plötzliche Verzweiflung ließ ihr Gemüt sich wild aufbäumen, weil ihr kein Weg zu seiner Rettung beschreitbar deuchte.

Der alte Priester beobachtete erst mit Staunen, dann mit Mißtrauen die Veränderung auf dem Gesicht Swanteheldes. Sie fühlte sein finsteres Forschen. Da kam ihr ein Gedanke. Sie wandte sich jäh, schritt zu dem Götzenbilde und warf sich vor ihm nieder. Nach einer Weile stand sie auf, kam zu ihrem Meister zurück und sprach:

„Ich bat den Herrn des Himmels und der Erde um Kraft zu meinem ersten Dienst. Als ich vor ihm lag, hörte ich ihn raunen: Seht ihr nicht, daß der hündische Weißmantel fast leergeblutet ist? Wie vermögt ihr mir angenehm zu dienen, wenn ihn schon der kleinste Stich töten würde? Gerade um seine Schmerzensschreie ist es mir zu tun, weniger um die seiner Knechte. An seinen Qualen wünsche ich mich zu weiden. Drum pflegt ihn eine Zeitlang; dann erst martert ihn zu meiner Ehre."

„Das sagte dir Perkunos?" — Der Alte hatte das kalt und höhnisch gefragt.

Swantehelde hatte sich jetzt ganz in der Gewalt. Sie blickte dem greisen Mann ruhig ins Gesicht und versetzte hoheitsvoll: „Vergiß nicht, daß Bragobold mein Vater und Preuße ist!"

Der Alte packte sie hart am Handgelenk und zischte: „Dann wirst du wissen, mit welchen Strafen Perkunos an seiner meineidigen Dienerin Rache nimmt!"

Sie riß sich los und rief: „Soll ich über meinen Vater und sein Haus Schande bringen? Ich kenne meine Pflicht!"

„Dann erfülle deine Pflicht!" — Er kehrte ihr den Rücken.

Bragobold hatte von seinem Hochsitze aus den Streit bemerkt. Da er aber wegen der zu großen Entfernung nicht hatte vernehmen können, worum es sich handelte, schrie er herüber:

„Hallo, was gibt es denn?"

„Swantehelde will ganz allein, selbst ohne meine Beihilfe, dem Perkunos die Opfer darbringen", rief der Priester lachend. „Solchen Eifer dulde ich natürlich nicht. Da hast du die Ursache unseres Zwistes."

Diese Antwort beruhigte sowohl den Edeling wie auch das gaffende Volk. Man begann allgemein, den frommen Sinn Swanteheldes zu rühmen.

Die Gefangenen waren inzwischen auf die Holzstöße gebunden worden. Das Fest konnte beginnen.

Auf ein Zeichen des Priesters stimmte ein Chor blumengeschmückter, weißgewandeter Mädchen, der dicht hinter dem Bilde Perkunos aufgestellt war, eine feierliche Hymne an. Der alte Götzendiener trat von einem Opfer zum anderen und stieß jedem einen kurzen, breiten Dolch in den Leib, doch so, daß der Einstich nur eine schwere Fleischwunde verursachte, keineswegs aber den sofortigen Tod herbeiführte. Swantehelde fing das den Wunden entströmende Blut in einer Schale aus köstlichem durchsichtigen Bernstein auf; es war das geweihte Trinkgefäß des Donnerers Perkunos.

Man hatte bereits aus dem Lebensstrome der vier Reisigen geschöpft. Nun standen die beiden vor dem Holzstoß des Kreuzritters. Der Alte nahm Swantehelde das Bernsteingefäß ab und suchte, ihr das Messer aufzudrängen.

„Was soll das?" fragte sie.

„Es wird dem Gotte ein besonders wohlgefälliges Werk sein, wenn du einem seiner ärgsten Feinde eine Verletzung beibringst. Doch hüte dich, ihn zu sehr zu ritzen. Er verträgt das nicht und stürbe dir unter den Händen. Der Gott würde dir ob dieser Unvorsichtigkeit zürnen."

Swantehelde war linnenweiß. Ihre Brust keuchte, ihre Knie wankten. Sie wußte nicht, wie sie diesem Entsetzlichen entrinnen sollte. Sie nahm mit zitternder Hand den Dolch.

Nach kurzem Zaudern trat sie hastig an den Holzstoß, beugte sich über den Ordensherrn und flüsterte schnell: „Ich mache deiner Qual ein Ende, vergib mir Geliebter!"

„Ich verzeihe dir. Gott wird dir auch verzeihen." Er sagte es mild lächelnd.

Swantehelde hielt den Dolch eine Weile hoch erhoben über seinem Körper. Dann senkte sie ihm das Eisen tief in die Brust und zog es langsam heraus. Das Herz war getroffen. Mit einem leichten Seufzer hauchte der Ordensherr sein junges, blühendes Leben aus.

Swantehelde stand stieren Auges da. Der Dolch entglitt ihrer Hand.

Der Priester trat neben sie.

„Nimm' dich zusammen!" zischelte er. Sonst sagte er nichts. Er war zu klug, um durch auffälliges Gebahren die allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken und so den Gang der Opferhandlung zu stören.

Den Zuschauern war übrigens auch die Erregtheit des Mädchens aufgefallen. Man schob aber die Schuld auf sein zartes Alter, das zum ersten Male Menschenblut vergießen sollte und verwunderte sich nicht weiter darüber.

Der Priester trat mit der Schale zu dem eben verschiedenen Ordensherrn, um die wenigen Blutstropfen aufzufangen, die der mißhandelte Körper noch abzugeben hatte. Dann reichte er die Schale Swantehelde.

„Folge mir!" sagte er darauf zu ihr und schritt zu dem Götzen. Swantehelde ging schwankend hinter ihm drein. Vor dem Bilde angelangt, hob er sie vorsichtig auf seinen Armen hoch, damit nichts von dem kostbaren Naß verschüttet würde und befahl ihr, den Götzen zu tränken.

Sie tat, wie er geheißen. Sie setzte die Schale an den stets offenstehenden Mund Perkunos' und tränkte ihn mit Blut. Darauf ließ der Alte sie zu Boden gleiten.

Swanteheldes Dienst war für heute vollbracht. Da sie sich nicht entfernen durfte, wie es ihr am erwünschtesten gewesen wäre, so kauerte sie sich auf den zu dem Bilde des Perkunos führenden Stufen nieder und hielt ihre Augen, die vor Seelenschmerz glanzlos und starr in ihren Höhlen lagen, unverwandt auf den toten Ordensritter gerichtet.

Die Henkersknechte des Priesters legten nun Feuer auf die fünf Holzstöße, und bald stiegen die Schmerzensschreie der Brandopfer zum Himmel empor. Der Chor der blumengeschmückten, weißgewandeten Mädchen stimmte einen eigenartigen kurzrhythmigen und mißtönenden Singsang an und hüpfte dabei in erst langsamen, dann mählich schneller werdenden Reigen um das Bild des Perkunos und um die flammenden fünf Holzstöße.

„Könnte ich doch mit ihm verbrennen!", dachte Swantehelde. Das laute Treiben um sie her widerte sie an.

Der Priester schritt an ihr vorüber, ließ sich vor seinem Herrn und Gott auf die Knie nieder und betete mit lauter Stimme. Nachdem er geendet hatte, lehnte er sich an die Holzpuppe und sah von dort aus zu, wie die Kriegsgefangenen verbrannten.

Bei dem Scheine der Scheiterhaufen hoben sich das Götzenbild, der Priester, Swantehelde und die wild einhertanzenden Dirnen scharf von der nachtschwarzen Umgebung ab. Die Schaurigkeit dieser gottesdienstlichen Handlung wurde durch den kreischenden, kurzatmigen Gesang der Tänzerinnen und die Schmerzensschreie der von den Flammen Gemarterten erhöht. Dazu kam dann schließlich noch die Menge der Zuschauer, die es sich nicht nehmen ließ, die Feier durch eigene Lobgesänge zu verschönen.

Als von den verkohlten Leichen und den brennenden Holzscheiten nichts mehr übrig geblieben war, als fünf armselige graue Aschenhäuflein, verstummte der Lärm auf ein Zeichen des Priesters. Der Gottesdienst war zuende.

Der Festschmaus begann. Beim Scheine von Kienholzfackeln setzte man sich zu Tisch oder auf den moosbewachsenen Boden. Hinter dem Tempel schmorten einige Ochsen aus dem Stalle des Bragobold. Daneben standen Fässer mit Wein. Die Vornehmen ließen sich auftafeln, die anderen bedienten sich selbst. Jeder aß und trank so viel er mochte.

Nach dem Schmausen wurde gespielt, getanzt und getollt, in größeren, kleineren und kleinsten Gruppen. Manch Liebesband wurde geknüpft und — gelöst.

So wurde es Mitternacht.

Swantehelde hatte an dem Treiben keinen Anteil genommen. Während des Schmausens saß sie einsilbig zwischen Vater und Mutter. Auf eine Frage, was ihr wäre, entgegnete sie, als Dienerin des höchsten Gottes dürfe sie sich nicht so gebärden, wie andere Menschen.

Der greise Priester hatte diese Worte vernommen. Er wußte, daß Perkunos seine Dienerin züchtigen werde, darum schwieg er.

Als das allgemeine Spielen und Tanzen in dem ganzen, sonst so stillen Rüsternhaine vor sich ging, schlich sich Swantehelde nach Kinten in die wall- und palisadenbewehrte Burg ihres Vaters und riegelte sich in ihrem Kämmerchen ein.

Jetzt, wo sie endlich allein war, und sich nicht mehr zu beherrschen brauchte, warf sie sich auf ihr Lager und überließ sich ganz ihrem Schmerze. Sie hatte nur den einen mar-

ternden Gedanken, daß ihr Geliebter unter ihrer Hand sein Leben ausgehaucht hatte. Sie wußte nicht, wie es gekommen war, daß ihr Herz dem jungen Ordensherrn so schnell entgegengeflogen war, sie mochte es jetzt auch nicht wissen. Sie dachte auch nicht daran, daß Perkunos ihr wegen ihrer Liebe zu seinem Feinde zürnen mußte. Was galt ihr jetzt der Gott?

Sie weinte viele tausend bittere Tränen, weinte so lange, bis der gütige Schlaf kam und sie mit seinen bleiernen Flügeln beschattete.

— — — — — — — — — — —

Auf der nördlichen Hälfte der kurischen Nehrung, nicht weit von jener Stelle, wo sich heute das liebliche Schwarzort zärtlich an das dunkle Grün des wie eine Oase aus dem Wüstengebirge der Wanderdünen auftauchenden Hochwaldes schmiegt, hatten sich zu jenen Zeiten dänische Seeräuber niedergelassen. Ihr festes Haus stand auf einer Insel in einer langgestreckten, nach Osten zu offenen Bucht, die einen schmalen Eingang hatte, sich aber nach hinten zu fast kesselartig erweiterte, in diesem kesselförmigen hinteren Teile der Bucht lag die Insel mit dem Haus. Der Wassereinschnitt war nach Süden, Westen und Norden zu von hohen, steilen, nackten Sandwänden eingerahmt. Von dieser Stelle aus unternahm die Horde ihre Raubzüge.

Eine Annäherung an diese Dünen von den der Bucht abgekehrten Richtungen galt wegen des Triebsandes, der sich in breiten, grüngelben Streifen an ihrem Fuße hinzog, für höchst gefährlich; die abergläubische Bevölkerung war der felsenfesten Überzeugung, daß im Innern der Dünen böse Geister wohnten, denen es ein angenehms Spiel bedeute, die arglos Dahinschreitenden mit hartem, plötzlichem Griff an den Füßen zu packen und in den Sand zu zerren. Es gab genug Leute, die von dem Versinken ganzer Rinderherden, ja ganzer Wagen mit Insassen zu berichten wußten. Nach der Meinung der umwohnenden Bevölkerung war die Insel der Seeräuber nur zu Schiff angreifbar.

Die schweren Kämpfe, die von den Preußen gegen die Kreuzritter unablässig bestanden werden mußten, nahmen alle Kräfte so stark in Anspruch, daß bislang nichts Entscheidendes gegen die kleine aber tapfere und unbändige Schar der Normannen hatte unternommen werden können. So war es denn kein Wunder, daß sie ihren Beutefahrten immer größere Ziele steckten und dabei ständig verwegener zu Werke gingen.

Harald, der Führer der Dänen, hatte von der beutebeladenen Rückkehr Bragobolds und seiner Preußen und von dem geplanten Feste durch nur ihm bekannte Zeichen erfahren. Sein Entschluß war schnell gefaßt.

Bei scharfen Nordwest flogen die leichten Drachenschiffe wie Möwen über die breite Fläche des Haffs, und zur vorhergewünschten Stunde, als die wein- und sinnentrunkene Lustigkeit in dem Rüsternhaine ihren Höhepunkt erreicht hatte, liefen sie vor Kinten das Ufer an.

Harald teilte seine Dänen in zwei Haufen: mit dem einen, kleineren, wollte er selbst die Burg und Ortschaft Bragobolds heimsuchen; den anderen, größeren, entsandte er unter dem Befehl seines jüngeren Bruders Bornholm nach dem Rüsternhaine.

Nach kurzem, lautlosem Nachtmarsch stand Harald mit seiner kecken Schar vor der Umwallung Kintens. Vor dem Wall lag ein mit Wasser gefüllter, tiefer Graben, über den an drei Stellen aufziehbare Brücken in das Dorf führten. Jeder dieser Zugänge war durch zwei Holztürme bewehrt.

Harald stand vor dem Westtor. Die Brücke war heruntergelassen. An dem einen Geländer lehnten zwei Wachtposten in sorglosem Geplauder. Wie ihre Kameraden, die zu dieser Stunde wachfrei waren, wären sie am liebsten in den Hain gelaufen, wenn sie sich nicht vor den Stockschlägen gefürchtet hätten, die bei Wachtvergehen üblich waren.

Harald hieß seine Leute zurückbleiben. Schwert, Schild und kurzen Wurfspeer unter dem Mantel verborgen haltend, näherte er sich in Begleitung nur eines Dänen torkelnd und lallend der Brücke. Die Posten hielten die beiden Näherkommenden für trunkene Festgäste und riefen ihnen muntere Scherzreden zu. So betraten die Dänen die Brücke. Als sie scheinbar an den Wachen vorüber wollten, hoben sie plötzlich ihre Schwerter und machten sie nieder.

Auf einen Pfiff Haralds eilten die zurückgebliebenen Dänen herbei. Die beiden Türme wurden durchsucht und für leer befunden. Der Weg ins Dorf war frei.

Um sich gegen von außen kommende Zufälligkeiten zu schirmen, wurde diese Brücke hochgezogen. Nach Hinterlassung eines Beobachtungspostens ging es lautlos weiter.

Zwei kleinere Abteilungen zogen durch die öden Straßen zu den beiden anderen Zugängen des Fleckens und hoben dort gleichfalls die Wachen aus. Auch hier wurden die Brücken hochgezogen und je ein Posten zurückgelassen.

Mit einer dritten, größeren Abteilung rückte Harald gegen den im Mittelpunkt der Ortschaft erhöht gelegenen, mit doppeltem Wall und Graben, wuchtigen Türmen und sehr starkem Pfahlwerk bewehrten Burgsitz Bragobolds.

Das Schloß besaß nur einen Zugang. Die Brücke war auch hier heruntergelassen und wurde von etwa zwölf bis fünfzehn Leuten sehr lässig bewacht.

Die Überrumpelung gelang vollständig. Nach kurzem Gefecht war die Burg in der Hand der Angreifer.

Erst jetzt, nachdem Schloß und Dorf besetzt waren, gab Harald seinen Dänen die Erlaubnis zum Plündern.

Haus für Haus wurde durchsucht. Was mitnehmenswert erschien, wurde mitgenommen. Traf man Menschen, so erschlug man sie ohne Erbarmen, mochten es Greise, Weiber oder Kinder sein. Das Vieh wurde aus den Ställen zum Westtor gebracht, von wo aus es später, wenn man sich gesammelt hätte, an Bord geführt werden sollte. Wenn ein Gehöft durchsucht war, wurde es angezündet. So hatte es Harald für Kinten angeordnet.

Sein Bruder Bornholm war inzwischen unbemerkt nach dem in hellem Mondenscheine daliegenden Rüsternhaine und über die Feiernden hergefallen. Er hatte den Befehl, alles, was männlich und dem Schwerte erreichbar war, zu töten, von den Weibern aber, wenn möglich, so viel zu fangen, daß eins auf jeden Dänen fiel.

Die wehrfähigen, im Haine trinkenden und sich tummelnden Preußen waren mindestens um das Zwanzigfache den Dänen an Zahl überlegen, aber sie hatten sich über den ganzen Hain verbreitet, waren größtenteils sinnlos berauscht oder in Banden der Liebe verstrickt und daher nicht im Stande, der geschlossen auftretenden Räuberbande erheblichen Widerstand zu leisten.

Bragobold, seine Söhne und seine vornehmen Gäste hatten sich von dem ausgelassenen Treiben des niederen Volkes abseits gehalten. Sie saßen zwar immer noch an der Tafel und tranken, waren aber doch noch fähig, die Gefahr in ihrer ganzen Größe zu übersehen und sich zur Gegenwehr zu setzen.

Ihr Kämpfen war nutzlos. Der ganze starke erste Anprall hatte die Adligen allein getroffen. Außerdem fehlten ihnen Schutzwaffen, wie Schild und Brustharnisch. Sie sanken dahin wie reife Ähren unter der Sense des Schnitters.

Bragobold, sein Sohn Peraswenz und fast alle seine Freunde fielen. Seinem Sohne Rußgarn gelang es, leichtverwundet zu entkommen. Seine Gattin Swantekin, die gleich nach Beginn des Gefechtes zu des Perkunos' Bilde geeilt und, des Götzen Füße umklammernd, sich gegen den Feind gesichert wähnte, wurde gefangen genommen. Der alte Priester wurde an ihrer Seite erschlagen.

Hierauf durchquerten die Dänen den Hain und verbreiteten auch hier Schrecken und Tod. Eine große Menge Männer und Weiber flüchtete sich in den Tempel, gleichfalls in dem Glauben, daß ihnen nun nichts widerfahren könnte. Aber der Däne kannte keine Furcht vor dem Gotte Preußens. Er drang in sein Haus und mordete die Männer und schleppte die Frauen hinaus.

Dann wurden Brandfackeln an sein Heiligtum gelegt und sein Bild draußen durch Axthiebe zertrümmert.

Bornholm stieß hierauf ins Horn, um seine Mannen heranzurufen. Nachdem sich alle eingefunden hatten, zog er mit ihnen und dem Troß der Beuteweiber zu dem Westtore Kintens, wo er sich mit seinem Bruder treffen wollte. — —

(Fortsetzung folgt.)

Zigarren.

Im „B. T." lesen wir folgende Aphorismen des jüngstverstorbenen Bühnenkünstlers Ludwig Barnay:

Zigarren sind wie boshafte Kritiker; sie sind immer schief gewickelt.

Zigarren sind wie realistische Theaterstücke; dem einen wird übel, weil sie ihm zu stark sind, der andere liebt sie wegen des pikanten Aromas.

Zigarren sind wie die Menschen; man kann ihnen die richtigen Formen nur beibringen, solange sie noch jung und grün sind.

Zigarren sind wie liebevolle Frauen; sie hängen glühend am Munde der Männer, der Mann aber wirft oft die halbgerauchte Zigarre fort, wenn er zufällig anderswo eine Sorte findet, die ihm besser schmeckt.

Zigarren sind wie Hausfrauen; sie taugen nicht, wenn sie fortwährend ausgehen.

Zigarren sind wie Liebesschwüre; man weiß niemals genau, ob sie echt sind.

Zigarren sind wie das Heiraten; es hat schon mancher ein Haar darin gefunden.

Zigarren sind wie die Wahrheit; nur wenige können sie vertragen, wenn sie echt sind.

Zigarren werden wie Menschen in der frühesten Jugend gewickelt. — Beide aber werden zu Asche.

Bunte Chronik

* **Das Rätsel des Nordlichts gelöst?** Aus Stockholm wird der „Frankf. Ztg." geschrieben: In der Kristianer „Aftenposten" veröffentlicht der Prof. der Physik an der Universität in Kristiania, Dr. Lars Vegard, einen sensationellen Artikel, der, wenn er hält, was er verspricht, eine Revolution auf dem Gebiete der Erforschung des Nordlichtes bedeutet. Prof. Vegard beschäftigt sich schon seit Anfang des Jahrhunderts damit, das Rätsel des grünen Scheines im Nordlicht zu lösen und widmete sich besonders eingehend der Untersuchung über die Höhe und in den letzten Jahren auch über das Spektrum dieses Phänomens. Obwohl man schon seit ziemlich langer Zeit viele Linien des Nordlicht-Spektrums mit den Linien des Stickstoffs identifizieren konnte, war doch die Hauptfrage noch ungelöst, nämlich die Frage, aus welchem Stoff die charakteristischen Nordlicht-Linien eigentlich erzeugt werden. Viele Theorien sind bisher darüber aufgestellt worden, die sich jedoch praktisch nicht belegen ließen, da die Höhe, in der sich das Phänomen abspielt, von den Registrierungs-Apparaten nicht erreicht werden konnte. Vegard kam bei seinen Spektral-Studien ziemlich bald zu der Ansicht, daß auch die sogenannten Nordlichtlinien von dem Stickstoff der Erdatmosphäre herrühren. Da sich aber das Nordlicht in einer Höhe von 100 bis 700 Kilometer über der Erdoberfläche bildet, war es mit Rücksicht auf das Gewicht des Stickstoffes undenkbar, daß er in solchen Höhen anzutreffen sei. Es blieb also keine andere Annahme übrig als der kühne Gedankensprung, daß sich der Stickstoff in der betreffenden Höhe in gefrorenem Zustand befinde, also kleine Kristalle bilde, die infolge ihrer elektrischen Ladung in einer gewissen Schicht in schwebendem Zustand gehalten würden. Die erste Voraussetzung für diese Stickstoff-Kristallbildung ist, daß die Temperatur in den oberen Regionen hinreichend kalt ist, also die erforderlichen — 210 Grad Celsius für das Gefrieren des Stickstoffes unterschreitet. Die Konsequenzen dieser Kristall-Hypothese hatte Vegard schon früher in der deutschen „Zeitschrift für Physik" veröffentlicht, doch war man seiner Theorie mit ziemlich starker Zurückhaltung begegnet, nicht zum mindesten wegen der Originalität des Grundgedankens, da man bisher gewöhnlich das Vorhandensein einer weit höheren Temperatur annahm. Um nun die Richtigkeit seines Gedankens nachzuweisen, beschloß Vegard, die Verhältnisse in den höheren Luftregionen so weit wie möglich in einem Laboratorium nachzubilden. In dem Kälte-Laboratorium des bekannten Physikers und Nobelpreisträgers Kamerlingh Onnes in Leyden begann Vegard im November des vorigen Jahres eine Reihe von Experimenten, die vor ungefähr einem Monat mit Erfolg gekrönt wurden. Es glückte ihm, mit Hilfe flüssigen Wasserstoffs Stickstoff in fester Form herzustellen, der durch Kathodenbestrahlung ein intensives grünes Licht ausstrahlte. Das Spektrum dieses Lichtes zeigte vollkommene Übereinstimmung mit dem Spektrum des Nordlichtes sowohl in bezug auf die relative Lichtstärke wie auch in bezug auf deren Lage. Damit sah Vegard seine Theorie als bewiesen an, was nicht nur eine Epoche in der Nordlicht-Erforschung bedeuten, sondern auch zum Verständnis einer ganzen Reihe von kosmischen Phänomenen wie z. B. der blauen Farbe des Himmels, des Flackerns der Fixsterne usw. führen würde. Die weiteren Konsequenzen der Entdeckung bilden den Anlaß zu fortgesetzten Studien, die Prof Vegard ebenfalls in Leyden betreibt. In der schwedischen Presse wird das Resultat der Vegardschen Untersuchungen eifrig besprochen. Man erkennt die bahnbrechende Wirkung besonders im Hinblick auf den Nachweis einer Kälte von mindestens — 210 Grad Celsius und der damit zusammenhängenden Erklärungen an, ist aber gegenüber Vegards Theorie im allgemeinen immer noch ziemlich zurückhaltend und wartet das Resultat weiterer Untersuchungen ab.

*

* **Wurst wider Wurst.** Die lustigen Gesellen des Schubertkreises pflegten sich die Eintönigkeit des Alltags durch allerlei lustige Neckereien und Späße zu vertreiben. Als nun Schwind aus Wien wegging und von den Freunden Abschied nahm, bat ihn Bauernfeld, ihm doch ab und zu Nachricht über sein Befinden zu geben. Schon von der fünften Station aus sandte Schwind einen Eilboten auf Bauernfelds Kosten, der ihm einen dicken Brief brachte, in dem aber nichts weiter stand als „Ich befinde mich wohl." Bauernfeld machte gute Miene zum bösen Spiel und kratzte sein letztes Geld zusammen, um den Eilboten zu bezahlen. Nach einiger Zeit aber erhielt Schwind in München eine schwere unfrankierte Kiste durch die Post, und als er sie öffnete, fand er darin einen 16 Pfund schweren Stein und einen Zettel von Bauernfelds Hand mit folgenden Worten: „Lieber Freund! Bei der erwünschten Nachricht von Deinem Wohlbefinden ist mir beifolgender Stein vom Herzen gefallen."

*

* **Der Name Macdonald** ist jetzt in aller Munde, und wir lesen ihn täglich in der Zeitung. Aber die wenigsten Leser dürften ihn richtig aussprechen. Daran ist zum Teil kein anderer als unser Schiller schuld. Als wir den Wallenstein zum ersten Male lasen, machten wir auch die Bekanntschaft der beiden Hauptleute Deveroux und Macdonald, die im zweiten Auftritt des letzten Aktes von Buttler zur Ermordung des Feldherrn gedungen werden, und hier läßt der Dichter den Namen Macdonald, so oft er genannt wird, jedesmal auf der ersten Silbe betonen, und das ist falsch. Denn die in schottischen und irischen Namen häufige Vorsilbe Mac (auch abgekürzt Mc oder M') bedeutet nur „Sohn" und weist auf Namen des Vorfahren hin, wie die letzte Silbe im russischen Alexandrowitsch oder im dänischen Sörensen. Unser Name bedeutet also Donaldsohn, die Vorsilbe bleibt unbetont, den Ton erhält vielmehr der eigentliche Name. Ebenso steht es bei den uns geläufigen Eigennamen Macádam, Mackénzie, Macbéth usw. Es sei noch bemerkt, daß das betonte o in Macdónald kurz und offen gesprochen wird. Im übrigen steht es uns natürlich frei, uns einen fremden Namen mundgerecht zu machen, also hier seine Vokale einfach deutsch auszusprechen. Aber auch dann liegt zu der falschen Betonung kein Grund vor.

*

* **Eine Ozean-Dampfer-Bank.** Auf dem Riesen-Ozeandampfer „Leviathan", dem ehemaligen deutschen Dampfer „Vaterland", ist den Passagieren durch Eröffnung einer Filiale der Eastern Trust Company an Bord des Schiffes die Möglichkeit zur Ausführung von Bankgeschäften gegeben. Von dieser Einrichtung machen durchschnittlich 4000 Personen bei jeder Reise Gebrauch — eine höhere Anzahl Kunden, als manch ein größeres Haus auf dem Kontinent in einer Woche nachweisen kann. Das Hauptgeschäft besteht darin, Schecks und Tratten der Reisenden einzulösen und Geld von einer Währung in die andere umzutauschen. Auf der Fahrt nach Europa beschränken sich die letztgenannten Transaktionen meistens auf den Umweg von Dollars in englische Pfunde und Franks, während die Gesellschaft auf der Rückreise fast alle Sorten fremder Währung einnimmt, für welche sie in amerikanischer Währung die Kurse, die durch Radio vom Hauptbureau übermittelt werden, zahlen. Die Bank stellt auch Kreditbriefe aus und zahlt Geld gegen drahtlose Anträge von London, Paris und anderen großen Städten aus. Während die Bank keine Warengeschäfte ausführt, gibt sie drahtlose Notierungen heraus, die große Nachfrage finden.

* **Der Tote wider Willen.** Einen verzweifelten Kampf um sein Leben führt ein Franzose namens Paul François Flour. Er behauptet am Leben zu sein und glaubt sogar, sein Dasein beweisen zu können, aber die Behörden sind anderer Ansicht, und, da sie ihn schon so und so oft für tot erklärt haben, ist die Sache für den hochweisen grünen Tisch damit erledigt. Im Sommer 1916 erhielt Flour Urlaub von seinem Regiment. Während er noch zu Hause weilte, lief bei seiner Frau die Mitteilung ein, daß er gefallen sei. Das Ehepaar feierte das Ereignis zunächst mit einem sogenannten Leichenschmaus. Dann teilte der „Gefallene" seinem Kompaniechef mit, daß er es durchaus ablehne, tot zu sein, sondern nach Ablauf seines Urlaubes wieder antreten werde. So geschah es auch. Und der Totgesagte überlebte den Rest des Krieges bei bester Gesundheit. Im vorigen Jahre erlebte das Ehepaar Flour eine neue Überraschung. Da erhielt nämlich die „Witwe Flour" die amtliche Aufforderung, sich um Verleihung einer Kriegsauszeichnung zu bewerben, die ihrem toten Ehemann nachträglich verliehen worden sei. Der „Verstorbene" teilte der hohen Behörde mit, daß er zwar am Leben, aber trotzdem gewillt sei, die hohe Auszeichnung über sich ergehen zu lassen. Im Anfang dieses Jahres erhielt die lustige Witwe wiederum die amtliche Mitteilung, aus der sie erfuhr, daß die Leiche ihres Mannes aus seinem provisorischen Grab auf einen neuen Friedhof bei Bar le duc übergeführt werden soll. Sie wurde gleichzeitig eingeladen, der neuen Beerdigung beizuwohnen. Auch der Mann erschien zu der Feier und sah sich gemeinsam mit seiner Witwe seine eigene Beisetzung an. Jetzt hat die Frau nochmals ein Schreiben bekommen, in dem die hartnäckige Behörde zu wissen wünscht, welche Inschrift die Witwe auf das Kreuz zu setzen wünscht. Auch dieses Schreiben hat der Mann wieder beantwortet, indem er vorgeschlagen hat: „Hier ruhet nicht ..."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.